

Martin Siegler

Things in Cases. Zur Existenzweise von Notfalldingen

2019

<https://doi.org/10.25969/mediarep/3970>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Siegler, Martin: Things in Cases. Zur Existenzweise von Notfalldingen. In: Christina Bartz, Timo Kaerlein, Monique Miggelbrink u.a. (Hg.): *Gehäuse: Mediale Einkapselungen*. Paderborn: Fink 2019 (Schriftenreihe des Graduiertenkollegs "Automatismen"), S. 291–304. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/3970>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:2-33633>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

MARTIN SIEGLER

THINGS IN CASES.
ZUR EXISTENZWEISE VON NOTFALLDINGEN

1. Kleine Ontologien

Würde der Verfasser allen Ernstes verkünden, auf den folgenden Seiten nicht weniger als eine ‚Ontologie‘ ausarbeiten zu wollen, so würde ihm sicherlich das berechtigte Misstrauen, vielleicht sogar der offene Spott seiner Leser entgegenschlagen: ‚Eine Ontologie? Auf gut zehn Seiten? Was für ein anmaßendes Vorhaben, jene altehrwürdige philosophische Befragung des Seins derart profan abzuhandeln, in einem Band zum Gehäuse!‘ Würde eben jener Verfasser dann, vom barschen Ton eingeschüchtert, umgehend zurückrudern und ebenso kleinlaut wie kompromissbereit hinterherschicken: ‚Und wenn ich nur die Ontologie *einiger weniger Objekte* schreiben wollte, nichts weiter?‘, so würde er das Gespött damit nur noch weiter befeuern: ‚Es wird ja immer schlimmer. Die Ontologie *einiger Objekte*, das ist nun wirklich haarsträubend! Die Ontologie ist entweder allgemein oder gar nicht. Sie hat das Sein als solches zum Gegenstand. Schreiben Sie von mir aus die Geschichte eines Objekts, aber seine *Ontologie*, das schlagen Sie sich besser wieder aus dem Kopf.‘

Statt noch einmal nachzusetzen, gerät der Verfasser ins Grübeln. Ontologie, sagt man ihm, sei also dem Sein im Ganzen gewidmet, nicht einzelnen seienden Dingen. Unwillkürlich muss er an einige kürzlich zurückliegende, einprägsame Lektüren denken, an Autoren, die dem vermeintlich einzigen Sein *zahlreiche* Schattierungen abgewinnen konnten und ihn immer wieder mit einem *ontologischen Pluralismus* überrascht haben: Etwa an Etienne Souriau, jenen französischen Philosophen, der vorführt, auf welch diverse Weisen Dinge, Körper, Phänomene und Fiktionen *sind*¹, an Gilbert Simondon, der lehrt, die vielen unterschiedlichen Modi zu bewundern, in denen technische, ästhetische, religiöse Objekte existieren², und jüngst an Bruno Latour, der beide emphatisch als Ahnherren für sein eigenes Projekt einer Untersuchung der verschiedenen Existenzweisen herbeizitiert.³ Es scheint also eine ganze Galerie

¹ Vgl. Etienne Souriau, *Modi der Existenz*, Lüneburg, 2015.

² Vgl. Gilbert Simondon, *Die Existenzweise technischer Objekte*, Berlin, Zürich, 2012.

³ Vgl. Bruno Latour, „Reflections on Etienne Souriau’s *Les différents modes d’existence*“, in: Levi Bryant/Nick Srnicek/Graham Harman (Hg.), *The Speculative Turn. Continental Materialism and Realism*, Melbourne, 2011, S. 304-333; sowie Bruno Latour, *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen*, Berlin, 2014.

von Vorläufern dieser merkwürdigen Ansicht zu geben, dass die Ontologie *plural* ist.⁴ Der Verfasser stünde dann immerhin nicht auf ganz so einsamem Posten.

Grund genug, noch einmal allen Mut zusammen zu nehmen und den skeptischen Lesern eine Wette anzubieten: ‚Wetten, dass ich im Folgenden eine Gruppe von Objekten vorstellen kann, die auf eine derart außergewöhnliche, überraschende Weise existieren, dass sich sagen ließe, sie verfügten über ihren eigenen Existenzmodus? Wenn mir das gelänge, dürfte diese Untersuchung für sich dann den Titel einer ‚Ontologie‘ beanspruchen? Selbstverständlich nur den einer *speziellen*, einer *kleinen*, einer *lokalen*, einer mit allen Diminutiven und Relativierungen versehenen Ontologie, nur *einer* Ontologie unter vielen, gültig nur für einen *einzig* Typ von Objekten?‘⁵ Bei den Lesern bliebe wohl nur Stirnrünzeln zurück – unwahrscheinlich, dass damit mehr gelänge, als die bloße Parodie einer ontologischen Untersuchung. Dennoch, um nicht als Spielverderber zu gelten, willigen sie zögerlich ein: ‚Na gut, die Wette gilt.‘

2. Case Studies

Der Gegenstand der folgenden Untersuchung ist also äußerst begrenzt. Sie wird sich nur einer einzigen Gattung von Objekten zuwenden, die die Eigenschaft teilen, auf ein bestimmtes, überdies noch höchst seltenes Ereignis bezogen zu sein: den Notfall. Zur Debatte steht eine Ontologie der Notfalldinge – die Frage also nach der Seinsweise all jener technischen Objekte, die in Unfall- und Katastrophensituationen schützend intervenieren. Unter diesen Techniken wird jedoch wiederum nur eine kleine, sehr spezielle Gruppe von Interesse sein, an denen sich einige bemerkenswerte ontologische Eigenheiten aufweisen lassen. Bevor wir jedoch zu diesen Sonderlingen vorstoßen, gilt es zunächst zu fragen, wie und wo uns die Dinge des Notfalls überhaupt zunächst und zumeist begegnen.⁶

Es genügt bereits ein flüchtiger Blick in unser alltägliches Lebensumfeld, in Züge, Autos, Flugzeuge und öffentliche Gebäude, um festzustellen: Notfalldinge fristen ihre Existenz den Großteil ihrer Zeit *im Gehäuse*. Brandmelder sitzen in kleinen Kästchen hinter Glasscheiben, Feuerlöscher verstecken sich

⁴ Vgl. hierzu auch Henning Schmidgen, „Modes d’existence. Memoirs of a Concept“, in: Bruno Latour (Hg.), *Reset Modernity!*, Cambridge, MA, S. 320-327.

⁵ Zum Begriff der „kleinen Ontologie“ vgl. auch: Lorenz Engell, „Was wollen die Dinge? Sofia Coppolas kleine Ontologie kinematografischer Objekte“, in: Johannes Wende (Hg.), *Sofia Coppola*, München, 2003, S. 48-66.

⁶ Die Begriffe ‚Objekt‘ und ‚Ding‘ werden im Folgenden synonym verwendet, wobei der Gebrauch des Objektbegriffs keinesfalls als Rückfall in eine rigide Subjekt-Objekt-Trennung betrachtet werden darf, die gerade durch Dingtheorien vehemente Kritik erfahren hat. Vgl. dazu Martin Heidegger, „Das Ding“, in: ders., *Vorträge und Aufsätze*, Gesamtausgabe Bd. VII, hg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M., 2000, S. 165-184: 159 f.; und Bruno Latour, *Von der Realpolitik zur Dingpolitik*, Berlin, 1995, S. 30.

in Blechspinden, Defibrillatoren ziehen sich in orangefarbene Wandkästen zurück, Rettungsäxte harren in Vitrinen, Schwimmwesten in versiegelten Hüllen, Löschschläuche in Klappschränken ihres Einsatzes. Angesichts dieser innigen Beziehung zum Gehäuse scheint die Annahme abwegig, die Einkapselung käme den Notfalldingen bloß nachträglich, als unwesentliche und unerhebliche Eigenschaft zu. Vielmehr scheinen sie den Sonderstatus ausgewiesener ‚Notfalldinge‘ überhaupt erst *aufgrund* spezifischer Formen der Einkapselung zu genießen. Erst das Gehäuse entzieht ein bestimmtes technisches Objekt dem alltäglichen Verkehr und bindet es an einen potenziellen Ausnahmefall. Aus einer einfachen Axt, die jeglichem Gebrauch offensteht, wird erst durch die Glasscheibe, die sie von allen anderen Objekten, Handlungen und Personen vorerst trennt, eine *Rettungsaxt*. Solche Maßnahmen der Absonderung und Zugriffshemmung stellen Objekte gewissermaßen *unter Vorbehalt*. Sie rücken sie in eine Position, in der sie ausschließlich für den Notfall reserviert, jenseits des Notfalls dagegen für jeden anderen Gebrauch tabuisiert sind.⁷ Der Notfallcharakter eines Objekts muss somit letztlich als ein Gehäuseeffekt betrachtet werden, mit dem ein technisches Objekt dem Normalbetrieb entzogen und als Ausnahme deklariert wird.

Dieser Entzug, der aus Dingen allererst Notfalldinge macht, verursacht jedoch im selben Zug ein ernstzunehmendes epistemologisches Problem. Denn im selben Maße, in dem Objekte vom alltäglichen Gebrauch ausgenommen werden, verweigern sie sich auch der direkten Begutachtung und Inspektion. Abgesehen von einigen autorisierten Personen ist es Außenstehenden kaum möglich, sich eigenhändig von der Wirksamkeit und Funktionstüchtigkeit dieser eingekapselten Dinge zu überzeugen. So lässt sich nicht einmal überprüfen, ob all diese Objekte tatsächlich, wie von den Hinweisschildern beteuert, hinter ihren Gehäusen vorhanden und intakt sind. Gerade weil ihr Innenleben weitgehend der Spekulation überlassen bleibt, werden ihre Außenhüllen immer wieder zu Projektionsflächen für jene beunruhigenden Fantasien, wie sie sich hin und wieder während Langstreckenflügen, Bahnfahrten oder Wartezeiten in öffentlichen Gebäuden einstellen können: Was wäre, wenn hinter dieser Blende doch kein Feuerlöscher steckte? Wenn dieser Notknopf gar nicht mit einer Leitstelle verbunden wäre? Wenn dieser Verbandskasten leer, die Axt hinter Glas eine Plastikattrappe oder die Schwimmweste von Mäusen zerfressen wäre? Durch dieselbe Bewegung, die Notfallobjekte hervorbringt – der Rückzug ins Gehäuse – sind sie also zugleich einer skeptischen Fantasie ausgesetzt, die unter Umständen sogar fähig ist, das Vertrauen in sie restlos zu ruinieren.⁸

⁷ Vgl. Nils Ellebrecht, „Zur Soziologie von Notfall und Notfalltechnik“, unveröffentlichtes Manuskript, 2011, S. 8 f.

⁸ Für eine umfassende Analyse dieser misstrauischen Haltung zum Ding vgl. Eva Horn, „Die Zukunft der Dinge. Imaginationen von Unfall und Sicherheit“, in: *Behemoth. A Journal on Civilisation* 4, 2 (2011), S. 26-57: 37 f.

3. Enthaltungen

Gerade weil also ihre konstitutive Verborgenheit zugleich eine Quelle von massivem Misstrauen darstellt, stehen Notfalltechniken unter erhöhtem Druck, ihre Existenz regelmäßig zu bekräftigen und ihre Wirksamkeit in demonstrativen Gesten und Inszenierungen unter Beweis zu stellen. So werden Gehäuse immer wieder zu bestimmten Gelegenheiten geradezu rituell geöffnet, um den Nachweis zu erbringen, dass ihnen tatsächlich etwas innewohnt, das im Notfall von Nutzen sein wird. Maßnahmen wie etwa die obligatorischen *safety demonstrations*, mit denen an Bord von Passagierflugzeugen und Kreuzfahrtschiffen ostentativ auf die Existenz von Notfalltechnik hingewiesen wird, können vor diesem Hintergrund als apotropäische Handlungen betrachtet werden, mit denen die Angst vor dem leeren Gehäuse abgewehrt und der Glauben in die Objekte reinvestiert werden soll.

Von Zeit zu Zeit finden sogar Veranstaltungen in deutlich größerem Rahmen statt, die sich ganz der Aufgabe verschreiben, all die Bedenken, Befürchtungen und Gerüchte, die sich in den Gehäusen einnisten, aus ihnen wieder auszutreiben. Insbesondere die Vorführung und Ausstellung von Notfalltechnik auf sogenannten ‚Blaulichttagen‘ oder ‚Rettungsmessen‘, bei denen sämtliche menschliche und technische Akteure des Notfalls publikumswirksam inszeniert und der Öffentlichkeit ohne dazwischen tretende Abschirmungen dargeboten werden, können dafür als prominente Beispiele dienen. Angezogen von der Möglichkeit, die raren Dinge des Notfalls unter derart hervorragenden Bedingungen studieren zu können, hat sich auch der Verfasser auf eine dieser lokalen Messen für Rettungsorganisationen begeben.⁹ Für eine Ontologie der Notfalltechnik, so die Überlegung, müssten sich doch bei einer solchen Gelegenheit privilegierte Einsichten gewinnen lassen. Und tatsächlich wimmelte es auch schon beim Betreten der Messe von aufgeklappten Motorhauben und Mannschaftswagen, offenen Garagentoren und Geräteschränken, ausgebreiteter Rettungstechnik und auskunftsfreudigen Ersthelfern. Das eindrucksvolle Tableau, das sich dem ankommenden Besucher bot, sollte offenkundig von Anfang an jeden Verdacht ausräumen, hinter all den Blenden und Barrieren könnten sich womöglich doch nur leere Behauptungen verbergen. So bemühte sich der ‚Blaulichttag‘ mit großem Aufgebot darum, seinem Publikum nachdrücklich zu versichern, dass all die Gehäuse wirklich bergen, was sie versprechen.

Freilich ohne zu ahnen, dass er eben dieses Versprechen damit gehörig auf die Probe stellen sollte, erkundigte sich der Verfasser beiläufig und ohne böse Absicht bei einem der Feuerwehrleute nach einem Notfallobjekt, das er inmitten der anderen bisher vermisst hatte: einem Sprungpolster. Als hätte ihn seine

⁹ Es handelte sich um den „Blaulichttag“ auf dem Weimarer Goetheplatz am 15. und 16. April 2014, bei dem sich Einsatzkräfte der Feuerwehr Weimar, des Technischen Hilfswerks, des Deutschen Roten Kreuzes, der Polizeidirektion Jena und der Bundeswehr präsentierten.

Frage in Verlegenheit gebracht, teilte ihm der Feuerwehrmann drucksend mit, das ‚Sprungrettungsgerät‘ gehöre zu den wenigen Dingen, die hier *nicht* vor aller Augen auslügen, obgleich man eines im Einsatzfahrzeug mitführe. Da sein Gegenüber noch nicht recht zufrieden gestellt schien, führte er ihn kurzerhand zum Mannschaftswagen, um seine Aussage am leibhaftigen Objekt zu belegen.

Als er die Jalousie des Gerätefachs wie einen Vorhang aufzuziehen begann, schien er zunächst den Gestus der Offenlegung fortzusetzen, der die Veranstaltung im Ganzen bis dahin bestimmt hatte. Doch alles, was die hochgefahrene Jalousie schließlich ans Tageslicht brachte, war ein schwarzes, gut verschnürtes Paket, das jegliche Auskunft darüber schuldig blieb, worum es sich bei ihm handeln könnte. Angesichts dieses recht armseligen Bündels, das der Feuerwehrmann als Sprungpolster vorstellt, schien der Grund für sein anfängliches Zögern verständlich. Es war ein merkwürdig indisponiertes Objekt, das er vorführen musste, einerseits zweifellos *da* – und nicht etwa im Feuerwehrhaus zurückgelassen – und dennoch zugleich verhindert und zurückgezogen.

Beim Anblick dieses seltsam unschlussigen Kokons, der sich so gar nicht in die Rhetorik der Enthüllung einzufügen scheint, konnte sich der Verfasser des leisen Gefühls nicht erwehren, um etwas betrogen worden zu sein. Es schien, als wäre hier eben jenes Versprechen der unverhüllten Notfalltechnik, das doch die ganze Attraktion des ‚Blaulichttages‘ ausgemacht hatte, mit einem Schlag infrage gestellt worden. Was als emphatisches Schauspiel der Entkapselung begonnen hatte, endete nun in der Sackgasse eines dunklen Gehäuses, das sich hoffnungslos verschlossen zeigte. Angesichts dieser ernüchternden Begegnung sah sich der Verfasser kurz davor, nun selbst den Glauben in die Gehäuse aufzugeben und sich jenen Skeptikern anzuschließen, die hinter allen Blenden und Abdeckungen nur trügerische Attrappen oder gähnende Leere vermuten. Denn auch die Bemühungen und Beteuerungen des Feuerwehrmanns konnten den Zweifel nicht zerstreuen: ‚Was, wenn in dieser Hülle *doch kein Sprungpolster* enthalten wäre?‘

Als er seine Zweifel gerade offen äußern wollte, wurde der Verfasser mit einem Mal stutzig: Dass dieses Gehäuse ein Sprungpolster enthalten sollte, schien ihm plötzlich noch aus ganz anderen Gründen fragwürdig. Schließlich musste doch ein Sprungpolster – jenes voluminöse Objekt aus Luft und Gummi, das in rettender Absicht unter Fenstern oder Bäumen platziert wird – allererst *zum Sprungpolster heranwachsen*. Es konnte sich genau genommen rechtmäßig ‚Sprungpolster‘ erst dann nennen, wenn es Ausmaß, Form und Leistungsumfang dieses rettenden Objekts angenommen hatte. Sollte sich ein Sprungpolster tatsächlich erst am Ende eines solchen Aufbauprozesses einstellen, konnte es unmöglich im selben Sinne bereits *im Gehäuse enthalten* sein, wie ein Feuerlöscher *in* seinem Schrank oder eine Axt *in* ihrer Vitrine. Das Sprungpolster würde einen völlig veränderten Sinn von Enthalten-Sein ins Spiel bringen, bei dem nicht länger ein fertig verfügbarer Gegenstand im Inneren einer Einkapselung wartete, sondern etwas den Moment erwartete, in dem

es *zum Gegenstand berufen* wird. Das Gehäuse, das der Feuerwehrmann etwas verschämt als ‚Sprungpolster‘ präsentierte, muss sich daher erst noch *als Sprungpolster herausstellen*. Das Notfallobjekt bildet keineswegs seinen Inhalt, sondern ist ihm auf bestimmte Weise *implizit*. Folglich fungiert auch das Gehäuse hier nicht mehr als Behälter eines bereits gegebenen, sondern gleichsam als Veranlagung oder Disposition eines *künftigen* Objekts.

In gewissem Sinne tritt also am Sprungpolster tatsächlich die schlimmste Befürchtung der Gehäuseskeptiker ein, wenn auch auf gänzlich unerwartete Weise: Denn tatsächlich ist in diesem Gehäuse *rein gar nichts enthalten* – jedoch nicht, weil es schlicht leer wäre, sondern weil es sich der Logik der Beinhaltung überhaupt entzieht. Mit dieser irritierenden Entdeckung einer höchst unorthodoxen Beziehung zwischen Ding und Gehäuse stellt sich einer Ontologie der Notfalldinge das erste echte Rätsel: ‚Was sind das nur für Dinge, die, obwohl sie zu keinem Zeitpunkt *im* Gehäuse waren, *dennoch* daraus hervorgehen?‘

4. Emergente Objekte

Es soll für diese rätselhafte Gattung von Notfalldingen, die im Sprungpolster ihr erstes beschriebenes Exemplar gefunden haben, der Titel *emergente Objekte* vorgeschlagen werden – ein Gattungsname, der sich gleich aus mehreren Gründen aufdrängt: Weil diese Objekte erstens, statt immer und überall bereits gegeben zu sein, eigens aufkommen, aufgehen, erscheinen oder eben *emergieren* müssen. Weil sie dies zweitens dezidiert in Notfallsituationen, in *emergencies* tun, sich also erst beim Eintritt des Notfalls als Objekte herausstellen, ganz wie das Sprungpolster, das erst dann auf den Plan tritt, wenn es buchstäblich benötigt wird. Drittens schließlich sollen sie *emergente Objekte* heißen, weil sie bei ihrem Eintritt gewisse Momente von *Emergenz* zeigen. Diese Behauptung mag auf Widerstände stoßen und für ein gewisses Unverständnis sorgen, zeichnen sich emergente Prozesse doch typischerweise durch radikale Ergebnisoffenheit und Unvorhersehbarkeit aus, während emergente Objekte im Gegenteil in ihrem Eintritt nach penibel kalkulierten Automatismen ablaufen, deren Ausgang immer schon vorentschieden und vorgeschrieben sein muss, damit sie im Notfall von Nutzen sein können. Von Emergenz im Sinne spontaner, unberechenbarer Form- oder Strukturbildungen kann bei ihnen daher keine Rede sein – und dennoch zeigen sie eine Dynamik, die sie in frappierende Nähe zum Emergenten bringt.

Es herrscht nämlich weitgehend Einigkeit darüber, dass sich ein emergentes Phänomen stets „auf das Verhältnis zweier Ebenen bezieht“¹⁰, von denen die eine die andere voraussetzt, ohne in ihren Eigenschaften und Effekten voll-

¹⁰ Jens Greve/Annette Schnabel, „Einleitung“, in: dies. (Hg.), *Emergenz. Zur Analyse und Erklärung komplexer Strukturen*, Berlin, 2011, S. 7-33: 10.

ständig auf sie reduzierbar zu sein.¹¹ In ganz analoger Weise beruhen auch *emergente Objekte* auf einer Vielzahl von einzelnen Bestandteilen und Komponenten, übersteigen diese jedoch zugleich im Moment ihres Eintritts. Dies lässt sich sehr aufschlussreich am vielleicht geläufigsten emergenten Objekt beobachten: dem Airbag. Er basiert ganz offensichtlich auf verschiedensten Elementen – einem Luftsack, einigen Aufprallsensoren, einer Gaspatrone, einer Zündpille – und doch transzendiert er im Augenblick seines Eintritts die einzelnen Bestandteile, aus denen er sich zusammensetzt. Was sich herstellt, wenn sich ein Airbag öffnet, mag zwar bis in die Details seiner Expansion abzusehen sein, geht aber dennoch über eine bloße Addition seiner Einzelteile hinaus. Keines der isolierten Elemente, so ließe sich die Gegenprobe machen, *rettet Leben*, als Airbag dagegen, eben als *emergentes Objekt*, erfüllt es diese erstaunliche Leistung.

In die Klasse der emergenten Objekte fällt also salopp gesagt alles, was sich erst dann entfaltet, entrollt, aufbläst oder aufklappt, alles, was erst hervor-springt, herausplatzt oder aufgeht, wenn es dringliche, mithin existenzbedrohende Umstände erfordern. Neben Sprungpolstern und Airbags könnte man dabei ebenso gut auch an Rettungsflöße denken, die sich zur Evakuierung eines Schiffs aufbauen, an Fallschirme, die sich erst beim Zug an einer Reißleine als Objekte eröffnen oder an Notrutschen, die an den Ausgängen von Flugzeugen auf ihre Entfaltung warten – allesamt Objekte, von denen gilt, dass sie im Falle des Falls nicht nur zum Einsatz oder zum Vorschein, sondern regelrecht *zur Existenz* kommen und die daher in einem sehr spezifischen Sinne als *things in cases* betrachtet werden müssen. Nicht, weil sie sich die meiste Zeit im Inneren eines *cases*, eines Gehäuses, aufhalten würden – denn gerade dieses Modell der Beinhaltung weisen sie ja, wie oben beschrieben, kategorisch von sich –, sondern weil sie für einen ganz bestimmten Fall – einen *case* – vorgesehen und in ihrer ganzen Verfassung auf diesen Fall ausgerichtet sind. Emergente Objekte besitzen somit eine eigentümliche Eventualität: Ihr Zur-Existenz-Kommen ist untrennbar an das Eintreten eines bestimmten Ereignisses gebunden. Solange ihr Fall noch nicht eingetreten ist, sind auch sie gleichsam noch nicht der Fall.

Doch mit dieser Umdeutung von ‚*case*‘ in ‚Fall‘ sind natürlich die *cases*, im Sinne der Gehäuse, noch lange nicht aus der Welt geschafft. Nichts kann darüber hinwegtäuschen, dass emergente Objekte trotz allem auf sehr intrikate Weise eben doch *Gehäusedinge* sind: Nicht nur, weil sie, wie oben bereits für andere Objekte des Notfalls herausgestellt, normalerweise überhaupt nur in Gestalt von Gehäusen zugegen sind – Airbags etwa in matt-schwarzen Verschaltungen, Rettungsflöße in weiß getünchten Containern, Notrutschen unter den Ausgängen im Flugzeugbauch – sondern auch, weil ihre Entfaltung und Eröffnung nicht denkbar ist ohne gewisse Reservoirs und Reserven, ohne Ini-

¹¹ Vgl. Mark A. Bedau und Paul Humphreys, „Introduction“, in: dies. (Hg.), *Emergence. Contemporary Readings in Philosophy and Science*, Cambridge, MA, London, 2008, S. 1-6: 5 f.

tiatoren und Inkubatoren, die das Erscheinen dieser Objekte ermöglichen, präfigurieren und organisieren. Gerade weil sich emergente Objekte – im Gegensatz zu anderen Notfalldingen – *vor* ihrem Einsatz noch nicht *im* Gehäuse befinden, sondern daraus erst hervorgehen, emporsteigen, eben *e-mergieren* müssen, erfordern sie spezielle Formen medialer Einkapselung, die ihnen vorausgehen und durch die sich ihre Konstitution vollziehen kann. Obwohl also emergente Objekte *als* Objekte tatsächlich erst *just in case* zustande kommen, tun sie dies *nicht* aus heiterem Himmel, sondern nur, weil sie eben auf eine bestimmte, wenn auch sehr verklausulierte Weise bereits vorgelegen haben, weil es eben doch etwas gab, das ihnen als Bedingung ihres Erscheinens vorausging. Wir stoßen hier auf einen höchst seltsamen, ontologisch zweideutigen Zustand, in dem sie immer schon ‚da‘ waren, ohne wirklich ‚da‘ gewesen zu sein.

5. Latente Dinglichkeit

Nimmt man den Befund ernst, dass sich emergente Objekte erst im und für den Notfall konstituieren, so müssen sie *vor* ihrem Eintreten in einer Modalität existieren, die *zwischen* plumper Gegebenheit und schlichter Abwesenheit angesiedelt ist – eine seltsam verminderte, eingeklammerte oder unterschwellige Seinsweise, in der sie gleichsam reserviert und präpariert sind für ein späteres Erscheinen und damit bereits ‚da‘ sind, ohne vollends ‚da‘ zu sein. Wollte man die „ontologischen Ambivalenzen“¹² dieses Zustands begrifflich präzise fassen, könnte sich eine Kategorie anbieten, die wie keine andere das Changieren zwischen An- und Abwesenheit austrägt: die der Latenz. Ließe sich – so wäre zu fragen – der Zustand emergenter Objekte vor ihrer Konstitution als eine spezifische Form von latenter Dinglichkeit ausformulieren?

Wenn auch zumeist ohne ausdrückliche Bezugnahme auf den Latenzbegriff, gehören doch Motive der Unterschwelligkeit und Verborgenheit zum klassischen Theoriebestand ding- und technikphilosophischer Überlegungen. Von Martin Heidegger über Michael Polanyi bis hin zu Susan Leigh Star wurden technische Objekte und Ensembles immer wieder maßgeblich durch ihre Eigenschaft bestimmt, während des Betriebs in den Hintergrund abzutauchen und sich einer expliziten Thematisierung zu entziehen¹³: Technische Instrumente und Infrastrukturen werden, so die Annahme, im störungsfreien Gebrauch niemals direkt fokussiert, sondern ziehen sich zu Gunsten anderer Ziele und Absichten aus dem Feld der Aufmerksamkeit zurück, um ihren Dienst im

¹² Hans Ulrich Gumbrecht, „Zentrifugale Pragmatik und ambivalente Ontologie. Dimensionen von Latenz“, in: ders./Florian Klinger (Hg.), *Latenz. Blinde Passagiere in den Geisteswissenschaften*, Göttingen, 2011, S. 9-19: 17.

¹³ Vgl. Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen, 1967, S. 69; Michael Polanyi, *Personal Knowledge*, London, 1962, S. 57; Susan Leigh Star, „The Ethnography of Infrastructure“, in: *American Behavioral Scientist* 43, 3 (1999), S. 377-391: 380.

Unbehelligten und Verborgenen zu verrichten. Damit würden sie tatsächlich eben jene Ambivalenz zwischen An- und Abwesenheit aufweisen, die für Latenzphänomene typisch ist: einerseits permanent ‚da‘ – denn schließlich handhaben wir sie, gehen mit ihnen um und umgeben uns mit ihnen –, andererseits jedoch immerzu ‚nicht da‘ – denn wir sehen durch sie hindurch, gehen über sie hinweg, nehmen von ihnen keinerlei Notiz –, sei es, weil wir uns konzentriert einem bestimmten Handlungsverlauf widmen, sei es, weil sie sich dank ihrer Gehäuse nahtlos in unser lebensweltliches Umfeld einfügen.

Zweifellos bleibt diese klassische Beschreibung auch für emergente Objekte noch gültig: Auch sie rücken üblicherweise in den Hintergrund unserer alltäglichen Aufmerksamkeit und kaschieren ihre Anwesenheit durch die dezente Einbettung in ihre jeweiligen Milieus – man denke nur etwa daran, mit welcher Diskretion sich Airbags während der Fahrt hinter ihren Verschalungen vergessen machen. Bedenkt man jedoch, dass Airbags, Sprungpolster, Rettungsinseln und Notrutschen ihre Konstitution immer erst noch vor sich haben, wird schnell deutlich, dass ihre Latenz noch weit mehr umfasst als die bloß phänomenale Abschattung und Ausblendung im alltäglichen Betrieb. Die Latenz emergenter Objekte erschöpft sich nicht im bloßen Rückzug aus dem Bewusstsein ihrer Benutzer. In ihr ist nicht nur die Beobachtbarkeit des fraglichen Objekts herabgesetzt, sondern das Faktum seiner Existenz selbst, der *Realitätsgrad* dieses Objekts, ist vorübergehend relativiert und diminuiert.

Vom Standpunkt einer klassischen Ontologie muss sich diese Formulierung wie bloßer Nonsens ausnehmen. Sie scheint nämlich etwas zu implizieren, was bei Weitem nicht selbstverständlich ist: Dass sich Existenz als graduelle und graduierbare Größe behandeln lässt, die relativiert, gemildert, abgeschwächt, aber auch intensiviert, verstärkt und erhöht werden kann. Dass sie also Komparative und Abstufungen kennt, statt einzig und allein auf eine binäre Optionen von ‚sein‘ oder ‚nicht-sein‘ festgelegt zu sein. Es ist zu einem großen Teil das Verdienst der *Science and Technology Studies*, dieses Theorem gradueller Existenz durch empirische Untersuchungen plausibel gemacht zu haben. Bei ihren ethnografischen Besuchen von Laboratorien, Entwicklungsabteilungen, Designwerkstätten und Ateliers konnten Wissenschaftsforscher eingehend beobachten, wie Dinge erst nach und nach, im Verlauf langwieriger Arbeiten – eben ‚in the making‘ –, an ontologischem Gewicht zunehmen und dabei allmählich von einem Status existenzieller Ungewissheit und Instabilität, Schritt für Schritt übergehen in fixierte Resultate – ‚ready-mades‘ –, die sich als anerkannte und eingebürgerte Tatsachen etablieren und bald fraglos zum Inventar der Wirklichkeit gehören.¹⁴

Etwas seltener hat man dagegen die umgekehrte Richtung gradueller Existenz studiert, also das *decrecendo*, mit dem die Dinge in ihrem Seinsgrad und ihrer Faktizität schrittweise eingeklammert und zurückgenommen werden. Ge-

¹⁴ Vgl. Bruno Latour, *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers Through Society*, Cambridge, MA, 1987, S. 4 f.

rade diese Bewegung könnte aber erklären, wie die Objekte des Notfalls in jenen befremdlichen Zustand latenter Dinglichkeit gelangen, der sie vor ihrem Erscheinen von der Fülle ihrer Existenz zurückhält. Nur weil sie vorerst noch *unter der Schwelle* des Objekts rangierten, können sie im Moment des Notfalls *zum Objekt* anschwellen und heranwachsen. Ganz ähnlich wie wissenschaftliche Gegenstände und künstlerische Werke durchlaufen also auch emergente Objekte im Moment ihres Eintritts einen graduellen Prozess der *Ontogenese*, der sie allererst zur Existenz kommen lässt. Doch im Unterschied zu den ‚kommenden Dingen‘ in Labors und Ateliers sind sie dabei keineswegs ständigen Ungewissheiten und Rückschlägen ausgesetzt, sondern auf ein weitgehend determiniertes und kontrolliertes Geschehen festgelegt. Ihre latente Vorbahnung sorgt dafür, dass sie sich nicht noch, wie die pluripotenten Wesen in wissenschaftlichen oder künstlerischen Kontexten, auf mannigfaltige und unvorhersehbare Weisen ausdifferenzieren können, sondern sich in einer einzigen erwünschten und erwarteten Weise zur Entfaltung bringen. Obwohl emergente Objekte in ihrer Fähigkeit zur existenziellen Zunahme daher einerseits den ‚Dingen im Entstehen‘ – *in the making* – ähneln, sind sie darin andererseits hochgradig stabilisiert und standardisiert und somit gleichermaßen den *readymades* verwandt. Vielleicht müsste man sie aufgrund dieser Ambivalenz deshalb am ehesten als *ready for being made* klassifizieren, als Dinge also, die sich permanent in der *Bereitschaft zur Existenz* halten und gerade darin ihre spezifische Form von Latenz finden.

6. Ontologische Operationen

Wenn dieser spezifischen Latenzform tatsächlich irgendeine Wirklichkeit entsprechen soll, dann müssten sich jedoch auch konkrete Maßnahmen angeben lassen, mit denen ein Objekt allererst in die Bereitschaft zur Existenz versetzt werden kann. Es bleibt deshalb abschließend danach zu fragen, wie Latenz oder *readiness for being made* konkret hergestellt, operationalisiert und implementiert wird. Womöglich können einige Vorkehrungen unterschieden werden, die emergente Objekte bis zu ihrem Eintritt auf bestimmte Weise unterschiedlich oder auch *suspendiert* halten. Der Begriff der *Suspendierung* erscheint dabei besonders treffend, weil er einerseits auf die Verminderung, Degradierung und Aussetzung des Objekts verweist, andererseits aber auch deutlich macht, dass in ihm trotz dieser Aussetzung ein eigentümlicher Spannungs-, Bereitschafts- oder Unruhezustand, eben eine *suspense* im dramaturgischen Sinne herrscht. Diese ambivalente *suspense* emergenter Objekte wird in Notfalldingen durch bestimmte *ontologische Operationen* praktisch hergestellt, durch Operationen also, die den Existenzgrad einer Entität beeinflussen,

indem sie ihn, wie hier, etwa systematisch einklammern oder suspendieren.¹⁵ Drei dieser *suspense*-Operationen sollen im Folgenden exemplarisch benannt und beleuchtet werden.

Unmittelbar ins Auge springt natürlich eine für nahezu alle emergenten Objekte unverzichtbare Maßnahme: die *Faltung*. Sie war bereits angeklungen, als davon die Rede war, emergente Objekte seien ihren Gehäusen gleichsam *implizit*, also *in sie eingefaltet*.¹⁶ Der enorme Stellenwert der Faltung ist nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass emergente Objekte zumeist selbst noch einmal in fliegenden, fahrenden oder schwimmenden Gehäusen verbaut sind, in denen notorisch Platznot herrscht: in Autos, Schiffen und Flugzeugen nämlich, wo die permanente Präsenz von Notfalldingen die Funktionalität und den Komfort des übrigen Objekts massiv beeinträchtigen würden – man denke etwa daran, wie wenig förderlich entfaltete Notrutschen für die Flugfähigkeit eines Flugzeuges wären. Dennoch ist entscheidend, dass es bei der Faltung emergenter Objekte nie nur darum geht, ein Ding möglichst stark zu minimieren. Denn streng genommen bildet nicht die Faltung den Ausgangspunkt, sondern logischen Vorrang hat ihr Gegenteil: die *Ent-faltung*. Faltung als eine Latenz- oder *suspense*-Technik zu begreifen, heißt, sie von Anfang an von den Bedingungen der Entfaltung her zu denken – und das entspricht ganz dem Vorgehen von Ingenieuren, die vom Optimum einer schnellen und gleichmäßigen Entfaltung der Rettungsdinge auf deren erforderliche Faltungsform zurückschließen. Die *Ent-faltung* geht also bei emergenten Objekten der Faltung voraus, so, wie bei ihnen überhaupt die Öffnung absolutes Primat vor der Schließung hat. Vor jeder Schließung steht bei emergenten Objekten immer die Frage nach dem bestmöglichen Austritt. Wir haben es folglich mit Gehäusen zu tun, die vom Paradigma der *Öffnung* aus organisiert sind, nicht von dem der Schließung.

Dies schlägt sich unübersehbar auch in der zweiten typischen Gehäuseoperation nieder, der man bei zahlreichen emergenten Objekten begegnet, nämlich der *Perforierung*: Die Gehäuse emergenter Objekte sind nicht selten gespickt und übersät mit Reißnähten und Sollbruchstellen, die den Durchbruch des Gehäuses gewissermaßen immer schon als latenten vorwegnehmen. Dabei muss das Gehäuse stets den Konflikt austragen, sich einerseits nach außen genügend abzudichten – um ein unbefugtes Eindringen und Einsickern von Schädlingen und Schadstoffen zu verhindern –, nach innen aber nachgiebig zu sein und dem Öffnungsimpuls keinen unüberwindbaren Widerstand entgegenzusetzen. So wird deutlich, dass emergente Objekte nicht nur entgegen der üblichen Erwartungen an Gehäuse auf *Öffnung* hin ausgerichtet sind, sondern dass die

¹⁵ Vgl. dazu auch das Forschungsprogramm „Operative Ontologien“ am Internationalen Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie (IKKM), Weimar, online unter: <http://www.ikkm-weimar.de/forschung/aktuell/operative-ontologien/>, zuletzt aufgerufen am 28.02.2016.

¹⁶ In der Akteur-Netzwerk-Theorie hat eine umfassende Thematisierung der Faltung als ontologischer Operation stattgefunden, vgl. Bruno Latour, „Morality and Technology. The End of the Means“, in: *Theory, Culture & Society* 19, 5/6 (2002), S. 247-260: 248 f.

Öffnung sich bei ihnen auch noch *von innen* her vollzieht. Wenn es normalerweise überhaupt zur Öffnung eines Gehäuses kommt, so durch einen invasiven Eingriff von außen, der etwa die Wartung, Reparatur oder Sabotage des Objekts beabsichtigt, es in jedem Fall aber zeitweise lahmlegt und außer Kraft setzt. Bei emergenten Objekten dagegen erfolgt die Öffnung, fast wie bei einer Eierschale, als initialer Austritt aus dem Inneren und setzt das jeweilige Objekt überhaupt erst *in Kraft*. Sie markiert folglich keinerlei außerplanmäßige Anomalie, sondern ist konstitutiver Bestandteil des Handlungs- und Herstellungsprogramms emergenter Objekte.

Während also die Perforierung eher das Verhältnis zwischen Innen und Außen betrifft, bezieht sich die dritte Operation schließlich auf die Verhältnisse im *Inneren* des Gehäuses: Nicht selten trifft man dort auf Vorkehrungen, die gewisse Separierungen, Puffer und Abstände schaffen, um vorübergehend zu verhindern, dass sich bestimmte Agenzien und Reagenzien berühren, vermischen oder miteinander in Kontakt kommen. Beispielsweise kann das Gehäuse dazu in unterschiedliche Kammern, Milieus oder – mit Gilbert Simondon gesprochen – „Sub-Ensemble[s]“¹⁷ unterteilt, also *kompartmentiert* werden. Zahlreiche Notfallobjekte kennen solche inneren Unterteilungen, durch die beispielsweise ein Gasgemisch eingeschlossen und dadurch, wie im Airbag, vorerst von pyrotechnischen Ladungen getrennt gehalten wird, durch die es zu gegebener Zeit entzündet werden soll. Ermöglicht werden solche internen Differenzierungen in erster Linie durch Verfahren der Konzentration und Kompression: Ein Stoff wird verdichtet, zurückgedrängt und – in Distanz zu einem anderen – in einem eigenen Bereich eingeschlossen, sei es in einem unter Druck stehenden Gaszylinder oder einem in Tablettenform gepressten und gebundenen Zündstoff. Indem man dabei jeweils Energie zur Komprimierung investiert, erzeugt man zugleich einen latenten Drang zur Entweichung, der sich zu einem späteren Zeitpunkt entladen kann.

Ohne damit bereits alle relevanten Gehäuseoperationen erschöpft zu haben, ist den drei genannten – also Faltung, Perforierung und Kompartimentierung – doch gemeinsam, dass sie alle auf die eine oder andere Weise *suspense* generieren, dass sie also die Interaktion einzelner technischer Elemente im Normalfall *latent*, aber damit ebenso auf den Notfall gespannt halten. Sie sind somit beispielhafte operative Antworten auf das paradoxe Erfordernis, ein Arrangement zu schaffen, das zugleich eines der Vereitelung *und* eines der Ermöglichung eines Objekts ist, durch das die Existenz eines Objekts kontrolliert herabgesetzt, aber sein Eintritt in die Existenz jederzeit offen gehalten wird.

Die Gehäuse emergenter Objekte sind also Inhibitor und Inkubator zugleich. Ihre Hauptleistung als ein spezifisches Set von *suspense*-Techniken besteht darin, so ließe sich vielleicht sagen, ein Objekt in eine *Option* zu verwandeln – es also nicht bereits hier und jetzt voll zu aktualisieren, sondern für einen späteren Zeitpunkt virtuell vorzuhalten. Und genau darum sind die Ge-

¹⁷ Simondon (2012), *Existenzweise technischer Objekte*, S. 58.

häuse emergenter Objekte vielleicht in aller erster Linie ausgewiesene Zeittechnologien: Sie gehen gewissermaßen in Vorleistung für ein noch einzulösendes Objekt, geben Objektgarantien für einen späteren Zeitpunkt. Bei ihnen ergibt sich deshalb die höchst merkwürdige Situation, dass das Gehäuse seinem Objekt *vorausgeht*, es antizipiert und in der Verteilung seiner Elemente quasi vorwegnimmt. Alle Handlungsträger, auf die das Objekt in seiner Latenz verteilt ist, seien es Drähte, Sensoren, Kontakte, Recheneinheiten, Stoffsäcke oder Gasgemische, sind daher gleichsam materielle Vorboten des kommenden Objekts.

7. Vertrauen in die Gehäuse

Würde man – für ein provisorisches Resümee – den Versuch machen, all die Einzelbeobachtungen an Notfalldingen zu einem umfassenden Bild des Gehäuses zusammenzusetzen, dann würde dieses Bild wohl nur noch entfernte Ähnlichkeit mit dem besitzen, was zu Anfang dieser Untersuchung als Gehäuse vorgestellt wurde. Es käme zum Vorschein, dass emergente Objekte – nimmt man sie in ihrer vollen Komplexität – geradezu die gesamte *Topologie*, *Morphologie* und *Chronologie* des Gehäuses auf den Kopf zu stellen vermögen: Statt eines Behältermodells finden wir bei ihnen ein Modell der Implikation und Latenz; statt einer Formenlehre der Kästen, Boxen und Schachteln eine spezifische Modalität der Verteilung und statt einer Gleichzeitigkeit von Objekt und Gehäuse eine seltsame Phasenverschiebung, in der das Gehäuse dem Objekt vorausgeht, das es enthält.

Ist es angesichts all dieser Irritationen noch immer zu viel gesagt, dass emergente Objekte eine eigene, spezielle und stellenweise ziemlich fremdartige Ontologie des Notfalldings anbieten? Dass sie auf recht idiosynkratische Weise ausbuchstabieren, was es heißt, ein Objekt zu sein und einem Gehäuse zuzugehören? Dass sie sogar neue, paradoxe Formen erfinden, als Objekt *nicht* sein zu können, ohne deshalb jeden Anspruch auf Realität einzubüßen? Ob die Wette mit der diese Untersuchung angesetzt hatte, in den Augen der kritischen Leser deshalb schon als gewonnen angesehen wird, kann angezweifelt werden. Doch selbst wenn nichts von alldem überzeugt hätte, wenn diese Dinge zu keinerlei ontologischer Provokation in der Lage wären, könnte von ihnen womöglich doch noch ein minimaler Appell ausgehen: Den Gehäusen nämlich von Zeit zu Zeit ihre Verschlossenheit zu lassen, statt sie einem inspizierenden Blick zu unterziehen, um ihr Vorhanden-Sein sicherzustellen. Was würde es bedeuten, so fragen emergente Objekte, den Gehäusen stattdessen einen *Vorschuss an Vertrauen* zu gewähren? Vertrauen darauf, dass sie – wenn es darauf ankommt – ihr Versprechen halten.

Literatur

- Bedau, Mark A./Humphreys, Paul, „Introduction“, in: dies. (Hg.), *Emergence. Contemporary Readings in Philosophy and Science*, Cambridge, MA, London, 2008, S. 1-6.
- Ellebrecht, Nils, „Zur Soziologie von Notfall und Notfalltechnik“, unveröffentlichtes Manuskript, 2011.
- Engell, Lorenz, „Was wollen die Dinge? Sofia Coppolas kleine Ontologie kinematografischer Objekte“, in: Johannes Wende (Hg.), *Sofia Coppola*, München, 2003, S. 48-66.
- Greve, Jens/Schnabel, Annette, „Einleitung“, in: dies. (Hg.), *Emergenz. Zur Analyse und Erklärung komplexer Strukturen*, Berlin, 2011, S. 7-33.
- Gumbrecht, Hans Ulrich, „Zentrifugale Pragmatik und ambivalente Ontologie. Dimensionen von Latenz“, in: ders./Florian Klinger (Hg.), *Latenz. Blinde Passagiere in den Geisteswissenschaften*, Göttingen, 2011, S. 9-19.
- Heidegger, Martin, *Sein und Zeit*, Tübingen, 1967.
- Ders., „Das Ding“, in: ders., *Vorträge und Aufsätze*, Gesamtausgabe Bd. VII, hg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt/M., 2000, S. 165-184.
- Horn, Eva, „Die Zukunft der Dinge. Imaginationen von Unfall und Sicherheit“, in: *Behemoth. A Journal on Civilisation* 4, 2 (2011), S. 26-57.
- Internationales Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie (IKKM), „Operative Ontologien“, online unter: <http://www.ikkm-weimar.de/forschung/aktuell/operative-ontologien/>, zuletzt aufgerufen am 28.02.2016.
- Latour, Bruno, *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers Through Society*, Cambridge, MA, 1987.
- Ders., *Von der Realpolitik zur Dingpolitik*, Berlin, 1995.
- Ders., *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen*, Berlin, 2014.
- Ders., „Morality and Technology. The End of the Means“, in: *Theory, Culture & Society* 19, 5/6 (2002), S. 247-260.
- Ders., „Reflections on Etienne Souriau's *Les différents modes d'existence*“, in: Levi Bryant/Nick Srnicek/Graham Harman (Hg.), *The Speculative Turn. Continental Materialism and Realism*, Melbourne, 2011, S. 304-333.
- Polanyi, Michael, *Personal Knowledge*, London, 1962.
- Schmidgen, Henning, „Modes d'existence. Memoirs of a Concept“, in: Bruno Latour (Hg.), *Reset Modernity!*, Cambridge, MA, S. 320-327.
- Simondon, Gilbert, *Die Existenzweise technischer Objekte*, Berlin, Zürich, 2012.
- Souriau, Etienne, *Modi der Existenz*, Lüneburg, 2015.
- Star, Susan Leigh, „The Ethnography of Infrastructure“, in: *American Behavioral Scientist* 43, 3 (1999), S. 377-391.